

# Westpreussisches Volksblatt.

Erscheint täglich, mit Ausnahme der Sonn- und Festtage;  
Freitags mit dem Sonntagsblatt.

Insertionspreis pro 4-gesp. Petitzeile 15 Pfg.

Expedition:

Danzig, Brunnengasse 3.

Abonnementspreis:

Für Dießige 1,50 M., incl. Botenlohn 2,00 M.;  
für Auswärtige bei allen deutschen Postanstalten 1,80 M.,  
incl. Postgeld 2,20 M.

No. 141.

Danzig, Freitag den 22. Juni 1888.

16. Jahrgang.

## Abonnements-Einladung.

Bei dem bevorstehenden Quartalswechsel ersuchen wir unsere geehrten auswärtigen Abonnenten um rechtzeitige Erneuerung des Abonnements. Wir wünschen und hoffen, daß uns der bisherige Leserkreis nicht nur erhalten bleibe, sondern daß derselbe sich immer mehr erweitere, wozu unsere Abonnenten in ihren Kreisen durch Empfehlung unseres Blattes viel beitragen können.

Alle kaiserl. Postanstalten nehmen Bestellungen auf das „Westpreussische Volksblatt“ zum Preise von 1,80 Mark an. Durch den Briefträger ins Haus gebracht, kostet das Volksblatt 2,20 Mark.

## § Schnitzel und Späne.

Mancher Fürst ist vom irdischen Schauplatz abgetreten, dem keine Thräne nachgeweiht worden, dessen Tod die Völker freudig begrüßten, und dem nur Glücke und Verwünschungen ins Grab nachfolgten. Die Geschichte ist ja reich an gekrönten Scheitern, die nicht nur kein Herz für ihre Unterthanen hatten, sondern die ihre Völker knechteten, leichtfertig in Kriegswirren stürzten und die Früchte des sauren Schweißes ihrer Leute verpraßten. Aufatmend vernahm man im Lande die Kunde von dem Ableben solcher Herrscher, die ihre Regentenpflicht mit Füßen traten und anstatt ihrem Lande ein Vater zu sein, despotisch und tyrannisch regierten. Es hat aber auch nicht an Fürsten gefehlt, die es ernst mit ihren hohen Pflichten nahmen, deren höchster Ehrgeiz darin bestand, ihr Volk glücklich zu machen, sich die Liebe desselben zu erringen, und ihr Tod wurde aufrichtig und tief betrauert. Die Geschichte ist die unparteiische Richterin über Kaiser und Könige, und wie sie das Andenken der Bluthunde und Tyrannen verflucht, und ihre Namen an den Schandpfahl heftet, ebenso ehrt und segnet sie das Andenken jener Fürsten, welche die ihnen verliehene Macht und Stellung zum Wohle des Landes verwandten, deren Thron gleichsam die Sonne war, welche ihre erwärmenden Strahlen über das ganze Reich bis in die kleinste Hütte ausgoß.

Kaiser Friedrich gehört zu denjenigen Monarchen, deren Tod am heftigsten beweint und am tiefsten betrauert worden, denn es hat nur wenige Kaiser gegeben, die so sehr vom Volke geliebt wurden, wie er, und deren ganze Thatkraft in dem Bestreben aufging, ihr Volk glücklich zu machen. Wir hatten diesen Kaiser, — wir haben ihn nicht mehr; nur kurze Zeit sollten wir uns des Glückes erfreuen, einen solchen Mann auf dem Throne zu wissen, der mit allen

Herrschartugenden geziert war, und auf den wir mit Recht so große Hoffnungen setzten. Er ist tot! In diesem Worte liegt eine solche Fülle von Schmerz und Trauer, daß die Sprache zu arm ist, diesem Schmerze erschöpfenden Ausdruck zu geben. Was aber der zuckende Mund nicht sagen kann, das sagt die wortlose, heiße Thräne. Shakespeare läßt den Antonius bei der Leiche Cäsars sagen: „Mitbürger, wenn ihr Thränen habt, bereitet jetzt euch, sie zu vergießen.“ Ob die Thränen des römischen Volkes bei dem Tode des ehrgeizigen Wüßlings berechtigt waren, möge dahingestellt bleiben, aber bei dem Tode Kaiser Friedrichs sind die Thränen hellglänzende Perlen, welche das trauernde und schwer heimgesuchte deutsche Volk in den Vorbeer des Verbliebenen geflochten hat, denn wir wußten, was wir an ihm hatten. Es heißt zwar, daß jeder Mensch auf Erden zu ersetzen sei; in diesem Falle trifft das aber nicht zu, denn menschlicher Berechnung nach ist der Verlust dieses edlen Monarchen, welcher der Liebling der Nation war, unerseßlich. Und mit den Menschen trauerte der Himmel, denn an jenem Freitag, als der kaiserliche Dolber und Märtyrer die Augen auf immer schloß, da verbarg sich die lachende Frühlingssonne hinter einem grauen, düstern Wolkenschleier, kalte Winde und Regenschauern jagten über die deutschen Fluren, Blitze zuckten und dumpfe Donner rollten durch die Lüfte. Es war ein Wetter, das so recht zur Trauerstimmung paßte, eine missa solennis (Totenmesse), welche die Elemente dem Dahingegangenen intonierten. Kein Lied, so viele deren auch aus klagenden Dichterherzen gesungen worden, kein Trauermarsch vermag den Gefühlen des deutschen Volkes Ausdruck zu geben, denn die Erschütterung, die uns durchzuckte, als es hieß, „der Kaiser ist tot“, findet weder in dem Munde der Dichter noch in den ergreifendsten Tönen ein würdiges Echo.

Die Welt geht voran, auch jetzt, wo „unser Fritz“ zu seinen Vätern versammelt worden, und wir gehen mit der Welt weiter; aber ein dumpfes, hanges Gefühl lastet auf allen Gemüthern, dem der rechte Ausdruck fehlt, das aber von allen empfunden wird. Deutschland ist schwer heimgesucht worden, denn ein Frühling hat uns zwei Kaiser geraubt, und groß wie das Glück ist auch die Prüfung gewesen. Nun gilt es zu beweisen, daß uns das Glück nicht schwach gemacht hat, und den Dank für die dahingegangenen Kaiser in rüstiger, standhafter Arbeit und unerschütterlicher Treue zu zahlen. Wenn das Wiener „Vaterland“ in frivoler Weise schreibt, „die Hand des Herrn habe den Erben der deutschen Kaiserkrone, die er mit Blut und Eisen gewinnen half, getroffen, und es scheine im Räte Gottes beschlossen zu sein, daß, wer mitgethan an dem blutigen Werke, die Früchte desselben nicht genießen solle“, so weisen wir diese Gefühlsrohhheit entrüstet zurück, denn nicht jedes Unglück ist eine Strafe Gottes, und schon das

furchtbare Leiden, dem der Verbliebene zum Opfer gefallen ist, sollte als achtunggebietende Schranke sich vor einer solchen Taktlosigkeit aufrichten. Glücklicherweise steht das „Vaterland“ mit seiner Auslassung einzig da, denn aus allen Wetteilen sind Beileids-Rundgebungen in Potsdam eingetroffen, welche erhebendes Zeugnis ablegen von dem Ansehen, in welchem unser Vaterland in der ganzen Welt steht, sowie von der innigen Theilnahme aller zivilisierten Völker an unseren Schicksalen. Selbst die Franzosen haben dem verstorbenen Kaiser diejenige Achtung gezollt, die ein edler Mann verdient, und seinen Heimgang auf das lebhafteste und aufrichtigste bedauert.

Der Sohn des Verbliebenen, der in noch jugendlichem Alter den Thron seiner Väter bestiegen, hat mit der großen Würde, Deutscher Kaiser zu sein, eine schwere Bürde auf seine Schultern geladen; aber er ist ein Sohn der Hohenzollern, und daß es ihm an dem besten Willen nicht fehlt, seines Großvaters und Vaters würdig zu sein, unterliegt keinem Zweifel. Es ist lächerlich, wenn französische Blätter von dem „Ende einer Rasse“ sprechen und den neuen Kaiser einen Abenteuerer nennen, den es nach kriegerischen Vorbeeren gelüste. Es ist unbegründet zu fragen, was nun komme, denn das Kommende ist, von unvorhergesehenen Wechselfällen abgesehen, durch die Verhältnisse streng vorgeschrieben. Kaiser Wilhelm wird an der mitteleuropäischen Friedenspolitik ebenso festhalten, wie seine Vorgänger, und wenn die Franzosen oder Russen keine Verwickelungen herbeiführen, — Wilhelm II. wird es wahrlich nicht thun! Ihm steht die gewichtige Autorität des Fürsten Bismarck zur Seite, und auch in der inneren Politik wird er dessen Rathschläge gern Gehör schenken. Es wäre müßig, politische Zukunftsbetrachtungen anstellen zu wollen, aber so viel steht fest, daß der Kanzler die Freundschaft, die ihn mit dem verstorbenen Kaiser Wilhelm verband, auch auf dessen Lieblingsenkel überträgt. Wären dem Kaiser Friedrich noch manche Jahre beschieden gewesen, so hätte sich vielleicht manches geändert; wie die Verhältnisse aber einmal liegen, können wir nur wünschen, daß Fürst Bismarck noch lange dem jugendlichen Monarchen als Berater zur Seite stehe. Auf der andern Seite wollen wir aber auch hoffen, daß die Gesinnungen des Kaisers Friedrich in dem Sohne weiter leben, und daß die Wahlfreiheit, deren Hochhaltung der letzte Wille und gleichsam das politische Vermächtnis des Heimgegangenen war, auch von seinem Sohne betont wird.

Vor der furchtbaren Majestät des Todes sind die Parteizänkereien plötzlich verstummt, und die Ministerkrisis, die mit dem Sturze v. Puttkamers ihren Abschluß fand, klingt nur noch wie eine Sage aus vergangenen Tagen in unsern Ohren. Die Deutschfreisinnigen, die, ob berechtigt oder nicht, möge dahingestellt bleiben, alle ihre Hoffnungen auf Kaiser Friedrich gesetzt hatten, fühlen sich in weite

[58]

## Zahn um Zahn.

(Eine Seite aus den Leiden Irlands, nach der Natur gezeichnet von Gabriele d'Annunzio.)

Autorisierte Uebersetzung von Walter H\*\*\*.

(Schluß.)

XX.

In Australien.

Lord Sulton, befriedigt von dem Ergebnisse der Expedition und den Tod seines Vaters genügend gerächt glaubend, gab Befehl, alle verhafteten Personen, gegen welche keine Beweise vorlagen, in Freiheit zu setzen. Der Familie Buckley, die er wegen des durch den Mißgriff der Polizei verschuldeten Todes ihrer Tochter entschädigen wollte, sandte er eine Summe Geldes und versicherte sie seines Wohlwollens.

Einige Abende später saß Nellys Mutter mit der jüngeren Mary allein in der Hütte; sie redeten von den letzten Ereignissen und dem Unglück, das sie betroffen.

„Seit ihrer Flucht habe ich keine Nachricht von Nelly“, sagte die Mutter; „vielleicht ist sie mit den übrigen umgekommen.“

Die kleine Mary konnte nichts als weinen, sie hatte kein Wort der Beruhigung für die Mutter und sich selbst. Plötzlich erschien eine Gestalt in der Thüre, ein junger Bursche trat ein.

„Jack“, rief Mary, „bist Du es, wo kommst Du her, weißt Du, was aus Nelly geworden ist?“

Der Junge legte den Finger auf den Mund, und nachdem man ihm versichert, daß die beiden Frauen allein seien, sagte er:

„Nelly schickt mich zu Euch!“

„Sie lebt!“ riefen beide aus einem Munde.

„Ja, sie ist gerettet, die anderen sind es auch. Aber laßt es niemand wissen, denn alle Gefahr ist noch nicht vorüber.“

„Sei ohne Furcht, wir werden sie nicht verraten, ob schon sie uns viel Leid verursacht haben.“

„Die Gebirgler sind nicht schuld an dem, was Euch zugestoßen ist, sondern die Polizei und die Niederträchtigkeit William Bobbys.“

„Aber Nelly darf zurückkommen, der Lord hat ihre Unschuld anerkannt.“

„Das ist wahr, aber sie kann trotzdem nicht kommen; höret, was ich Euch zu sagen habe.“ Und Jack erzählte, was sich im Gebirge zugegetragen, die Heirat Nellys mit Tomy und ihre demnächstige Abreise nach Australien.

Die kleine Mary fing an zu weinen, als sie hörte, daß sie ihre Schwester nicht mehr wiedersehen sollte. Die Mutter, froh, daß ihre Tochter lebte und glücklich war, überlegte:

„Nelly hat uns öfter von dem Auswanderungsplan der Familie Podghey und von den Vorteilen erzählt, die sie in Australien zu finden hoffen. Wenn mein Mann wollte, würde ich Nelly gern folgen.“

„Ich auch“, versicherte Mary.

„Mylord hat uns eine hübsche Summe Geldes geschickt. Ich mag es nicht, und mein Mann rührt es auch nicht an. Hier Jack“, sagte sie, aus einem alten Schranke ein gefülltes Beutelchen hervorholend, „gieb es meiner Tochter; sie wird es gebrauchen können. Aber was soll aus Dir werden, mein Junge?“

„Ich gehe mit Tomy und Nelly.“

„Das ist recht, Jack. Sage meiner Tochter, ich sei

glücklich, seitdem ich weiß, daß sie gerettet ist. Ich billige ihre Heirat mit Tomy. Er ist ein guter Junge, während William sich durch seinen Verrat mit Schande bedeckt hat. Ich würde ohnehin nicht mehr zugeben, daß sie die Frau dieses Glenden würde. Sage ihr auch, sie solle uns Nachrichten aus Australien geben; wenn es ihr dort gut geht, entschließt sich der Vater vielleicht auch zur Auswanderung.“

„Danke Euch, Mutter Buckley, Nelly wird recht froh sein; sie erwartete nur noch Euer Einwilligung, um abzureisen; übermorgen geht die ganze Familie aufs Schiff. Auf Wiedersehen, Mutter, und auch Du, Mary, denn ich hoffe, wir sehen uns bald alle in Australien wieder.“

Und nachdem er der Mutter Buckley wie seiner kleinen Freundin Mary noch einmal die Hand gegeben, verschwand er in der Dunkelheit.

\* \* \*  
Zehn Jahre sind verschwunden. In einem sehr einfachen, aber kräftig gebauten Bauernhause, dreißig Wegstunden von Neu-Persey, treffen wir Tomy Podghey und sein Weib, die heute glückliche Mutter von drei blühenden Kindern ist. Mit Hilfe der 100 Pfd. Sterling des Landlords haben sie leichter wie die meisten anderen Einsiedler die Schwierigkeiten überwunden und zählen heute bereits zu den vermögendsien Besitzern der Gegend. Da es Tomy schwer fiel, die ausgedehnten Besitzungen zu verwalten und daneben den Absatz seiner Produkte nach Neu-Persey zu sichern, so hatten Nellys Eltern sich bald entschlossen, die Heimat mit Australien zu vertauschen, ein Schritt, den sie nie bereut. Eine Stunde von ihnen entfernt liegt eine noch in der Entwicklung begriffene Pflanzung, auf welcher die kleine Mary als geschäftige Hausfrau waltet, nachdem



Fernen zurückgebrängt, die Nationalliberalen aber glauben, daß jetzt eine „neue“ Zeit beginne; sie reklamieren in ebenso taktloser wie unverschämter Weise den Kaiser Wilhelm II. für die Mittelparteien und fordern ihn auf, „der von rechts her sich an ihn andrängenden extremen Elemente sich zu erwehren.“ Mit der Übernahme der Krone übernimmt der Monarch zugleich die landesväterlichen Pflichten, die Fürsorge für sein ganzes Land und alle seine Landeskinde; der Regent gehört keiner Partei an, sondern er steht über den politischen Parteien, und deshalb ist es geradezu eine Beleidigung des Kaisers, wenn irgend eine Partei denselben ausschließlich für sich in Anspruch nimmt. — Eine neue Zeit? Wir wüßten nicht, wo sie herkommen sollte. Das deutsche Volk mit seiner Kraft und seinem Mute lebt noch, und auch heute gilt noch das stolze Wort Bismarcks, daß „die Deutschen keinen fürchten, als Gott.“ Nach wie vor stehen wir fest und treu zu unsern Bundesgenossen, und der österreichische Kaiser konnte in seiner Thronrede mit Recht den friedlichen Charakter der mitteleuropäischen Politik betonen. Die Lage Europas ist zwar fortwährend unsicher, aber die Franzosen werden sich gleich den Russen auch in Zukunft bedenken, die Kriegsfackel zu entzünden, wie sie sich bisher wohlweislich bedacht haben.

Es giebt freilich Leute, die ohne Zank und Streit, ohne Kampf und Wirren nicht leben zu können glauben, und zu dieser Sorte von Kampfhähnen gehören die italienischen Gerngroße. In Abyssinien sind sie mit einem blauen Auge davongekommen; in Zanzibar sind keine Vorbeeren zu erlangen, — da mußte denn ein neuer Streit vom Zaune gebrochen werden, der leicht zu haben war und den Kraftmenschen großen „Ruhm“ eintragen soll: der Kampf gegen die Kirche. In Preußen ist man froh, den Kulturkampf möglichst gedämpft zu haben, aber in Italien läßt man ihn frisch und fröhlich aufleben, damit die Bogenbrüder wenigstens von sich sagen können: wir sind doch famose Kerls! Nach dem Wunsche der Regierung wurde das neue Strafgesetzbuch in Bausch und Bogen angenommen, und mit einem wahren Fanatismus schmiedete man die Fesseln, in welche die „Mißbräuche des Klerus“ geschlagen werden sollen. Selbst einem radikalen Abgeordneten war dies zu toll, denn er betonte sehr richtig, wenn man für die Liberalen Redefreiheit in politischen Dingen verlange, müßte man sie auch den Katholiken zugestehen; am wenigsten aber dürfe man für die Priester durch ein Ausnahmengesetz höhere Strafen festsetzen, als für andere Bürger. Der Kampf gegen die Kirche ist entbrannt, und in Italien wiederholt sich daselbe klägliche Schauspiel, welches in den letzten siebzehn Jahren vor unseren Augen vorüberzog. Mit denselben Phrasen, die wir bis zum Ueberdruß und Ekel anhören mußten, wirft man jetzt in Rom um sich, und wenn man genug gekämpft und das Land in heillose Wirren und Schäden gestürzt hat, dann wird man schließlich froh sein, der Kirche wieder die Hand- und Fußschellen abnehmen zu können.

In Belgien ist man durch Schaden klug geworden, denn bei den jüngsten Wahlen hat das Volk den großmäuligen Liberalismus, der alles verspricht und nichts hält, der nur für seine eigene Tasche sorgt und die Knechtung der Kirche als die größte Kulturthat hinstellt, derart aufs Haupt gehauen, daß er platt wie ein Eierkuchen am Boden liegt. Von dem ehemals so stolzen liberalen Gebäude sind nur klägliche Trümmer übrig geblieben, die nirgendwo Unterkommen zu finden wissen, denn in ganz Belgien finden wir die Warnungstafeln: „Hier darf kein Schutt abgeladen werden“; die Fundamente des Götzentempels sind geborsten, und wehklagend umstehen die Drei-Punkte-Brüder die

sie Zack ihre Hand fürs Leben gereicht. Tomys Vater hat das Zeitliche gesegnet, nicht ohne noch zuvor das Glück gehabt zu haben, sich einige Jahre an dem ausblühenden Wohlstande seiner Kinder zu erfreuen. Die Witwe nebst der kleinen Ketty leben in bester Harmonie mit Tomy und seiner Familie. Die übrigen Geschwister Tomys sind teils verheiratet, teils verfolgen sie ihr Glück auf eigene Faust. Alle haben eine neue Heimat gefunden, die sie das geknechtete Irland vergessen läßt. —

William Boddy ist nie wieder nach Greenish zurückgekehrt. Er verkaufte sein Besitztum in Cork und verließ Irland. Niemand redete mehr von ihm.

## XXI.

### Zahn um Zahn.

Einen Monat nach der vermeintlichen Vernichtung der Banditen fand im Schlosse zu Greenish eine große Festlichkeit statt. Der Kapitän, der die Expedition im Gebirge kommandierte, hatte auf das Verwenden des Lords eine Beförderung in der indischen Armee erhalten; vor seiner Abreise hatte ihm der Lord ein Abschiedsessen veranstaltet, zu dem auch die an der Affäre beteiligt gewesenem Offiziere Einladungen erhielten.

Beim Nachtisch, animiert von kostbarem Weine, erhob sich der Lord zu einem Trinkspruch auf den Kommandanten:

„Ich trinke auf die Gesundheit und das fernere Glück des tapferen Offiziers, der unser Land von dem Banditenwesen befreit hat!“

Ein Hurrah antwortete ihm.

Im selben Moment ertönten draußen Schüsse; alles sprang in die Höhe.

Ein Pfeil, von unsichtbarer Hand durch das Fenster geschleudert, fiel auf den Tisch nieder. Ein Papier war daran befestigt! Lord Sulton nahm es und las:

„Dem Befieger der Briganten. Gaspard.“

„Tod meiner Seele!“ rief der Lord. „Was bedeutet diese Komödie, meine Herren?“

Trümmerhaufen und rufen. „Welch' ein Unglückstag!“ Belgien war von jeher die Hochschule des Pseudo-Liberalismus, und die entscheidende Niederlage, die dieser Wechsellalg dort erlitten, wollen wir als günstiges Omen auch für andere Länder annehmen. In Belgien find dem betrogenen Volke die Augen aufgegangen, und wir können nicht glauben, daß die Leute in Baden, Oesterreich, Italien und Frankreich dauernd mit Blindheit geschlagen sind; auch ihnen wird der graue kulturkämpferische Star gestochen werden.

## Politische Übersicht.

Danzig, 22. Juni.

\* Über die Residenz des Kaisers Wilhelm II. schreibt man der „Preussztg.“:

„Das Marmorpalais wird der kaiserlichen Familie noch diesen Sommer hindurch als Residenz dienen. Daneben bildet das königliche Schloß zu Berlin die eigentliche Residenz, welche die Mitglieder der kaiserlichen Familie bei ihrem zeitweiligen Aufenthalte hier und während der Winterzeit aufnimmt. Kaiser Wilhelm II. wird die von ihm bisher bewohnten Räume des Schlosses an der Ecke des Schloßplatzes und der Schloßfreiheit auch weiterhin bewohnen; wahrscheinlich dürften aber noch weitere Räume, als die bisher benutzten, hinzugezogen werden; auch sind mancherlei Veränderungen baulicher Art zu erwarten. Es ist aber durchaus falsch, wenn behauptet wird, daß derselbe Teil des Schlosses schon von Friedrich Wilhelm IV. als König bewohnt worden sei; dieser König hatte sich vielmehr den ältesten Teil des Schlosses als Wohnung ausgewählt, nämlich denjenigen vom Mittelburggang der Breiten Straße gegenüber bis zur Rurfürstenbrücke; dort bewohnte er den ersten Stock. Hinsichtlich des Sommer-Aufenthalts des Kaisers Wilhelm II. dürfte in den nächsten Jahren eine Aenderung eintreten; es liegen Anzeichen dafür vor, daß Schloß Sanssouci in Stand gesetzt und vom nächsten Frühjahr ab die kaiserliche Familie aufnehmen wird.“

\* Der preussische Landtag ist durch königlichen Erlaß vom 20. d. M. auf den 27. Juni einberufen worden.

\* Kaiser Wilhelm hat, wie der „Börsen-Kourier“ erfährt, bei der Unterhaltung mit dem Großfürsten Wladimir den lebhaften Wunsch ausgedrückt, unter seiner Regierung dieselben freundschaftlichen Beziehungen zu der russischen Regierung und zur russischen Nation erhalten zu sehen, wie unter der Regierung seines Großvaters und Vaters.

\* Die Prinzessin Marie von Sachsen-Altenburg, älteste Tochter des Prinzen Friedrich Karl von Preußen, deren schwere Erkrankung wir gestern meldeten, ist in der gestrigen Nacht in Dresden gestorben.

Ein Berliner Blatt brachte vorgestern aus London die Meldung, daß Kaiser Friedrich in San Remo und in Charlottenburg zahlreiche Aufzeichnungen über delikate Sachen gemacht habe, welche zum Teile von der Königin von England nach London der Sicherheit wegen mitgenommen seien. Die Offiziere haben noch kein Dementi für diese auffällige Nachricht, andere Blätter schimpfen bloß über die Verbreitung derselben, da die Meldung bloß die Erregung von Verbitterung bezwecke. Sollte die Andeutung vor einer möglichen Publikation der Aufzeichnungen sich bewahrheiten, so würde wohl auf die Geschichte der letzten Zeit ein interessantes Streiflicht fallen. Indessen eine Bestätigung der sensationellen Meldung des reklamestüchtigen Blattes bleibt abzuwarten.

\* Nachdem Herr Graf Zedlig-Trübschler es abgelehnt hat, das Ministerium des Innern zu übernehmen, fanden, wie das „Deutsche Tageblatt“ meldet, Unterhandlungen mit Herrn Oberbürgermeister Dr. Miquel statt. Ob dieselben zu einem Resultat geführt haben, erscheint zur Zeit noch fraglich. Herr Miquel ist dieser Tage in Berlin gewesen.

Die verdähten Offiziere griffen nach ihren Degen und riefen:

„Der Glende ist entkommen, wir müssen ihn verfolgen!“

„Ist unnütz, meine Herren, dieser Ausfall würde uns lächerlich machen,“ wehrte der Lord.

„Und das Ernennungspatent nehmend, das er eben dem Hauptmann überreichen wollte, zerriß er es mit den Worten:

„Wenn Sie nicht besser die Feinde Ihrer Majestät verfolgen, würde die Regierung eine schlechte Wahl treffen.“

„Feuer! Feuer!“ hörte man in diesem Augenblicke von allen Seiten rufen. Die anstoßenden Gebäude des Schlosses brannten, der Park stand in Flammen, die Bäume, die im voraus mit einer harzigen Flüssigkeit bestrichen waren, leuchteten wie Pechfackeln, die Feuersbrunst griff um sich, trotz aller Anstrengungen der Polizei und der Knechte konnte das Herrenhaus nicht geschützt werden.

Erstickt und atemlos eilten die Bauern von allen Seiten herbei; mehrere gewahrten über dem brennenden Schlosse einen gespenstigen Schatten, von glühenden Dämpfen umgeben, derselbe schwang eine Fackel, die von der Festigkeit des Windes nicht ausgelöscht werden konnte. Man wollte in ihm den Schutzgeist der D'Warn erkennen, der den Tod des letzten des Stammes zu rächen gekommen.

Auf einem Hügel gegenüber dem Schlosse erleuchtete der Brand mit seinem graulichen Scheine zwanzig Männer, die mit sichtlich Freude dies schreckliche Schauspiel betrachteten. Gaspard, der gefürchtete Banditenchef, rief sich höhnisch die Hände.

„Ha, Sie haben meine Visitenkarte bekommen!“ sagte er zu seiner Begleitung.

„Von dem Schlosse wird kein Stein auf dem anderen bleiben,“ fügte ein Bandit hinzu.

Gaspard streckte die Hand nach dem brennenden Schlosse aus, das bereits im Zusammenbrechen war, und rief mit donnernder Stimme:

„Lord Sulton, wir sind quitt! Zahn um Zahn!“

\* Es ist vielfach aufgefallen, daß der Reichskanzler bei der Beisetzung des Kaisers Friedrich nicht zugegen war. Die in solchen Dingen gut instruierte Presse bringt nun darüber folgende Aufklärung:

„Der Reichskanzler hat infolge seiner Nervenleiden eine Schwäche in den Beinen zurückbehalten, daher kommt es, daß der Reichskanzler in letzterer Zeit im Reichstage wiederholt seine Rede zum Teil sitzend gehalten hat. Als nun der Reichskanzler kurz vor der Beisetzung Kaiser Friedrichs Vortrag hatte, erklärte ihm der Kaiser, in dem Beisetzungzuge habe er keinen Platz für den Reichskanzler gefunden. Damit war in zarter und freundlicher Weise angedeutet, daß seine Nichtanwesenheit keinen Anstoß erregen werde, bekanntlich nahm Fürst Bismarck ja auch nicht an dem Leichenbegängnisse des Kaisers Wilhelm I. teil.“

\* Wir erwähnten schon, daß das Jahr 1888 ein Jahr mit drei Kaisern aber ohne einen Kaisergeburtstag ist; man kann diese Eigentümlichkeit noch dahin weiter ausführen, es ist auch ein Jahr mit drei Kronprinzen ohne kronprinzlichen Geburtstag. Der erste der drei Kronprinzen, unser Kaiser Friedrich, hat seinen Geburtstag nicht mehr erlebt; der zweite Kronprinz war Kaiser Wilhelm II., der seinen Geburtstag schon am 27. Januar beging, wo er noch nicht Kronprinz war, wie der dritte, der jetzige junge Kronprinz am 6. Mai, wo er gleichfalls noch nicht den Titel als Kronprinz führte.

\* Der Rechnungsabluß für das Etatsjahr vom 1. April 1887 bis dahin 1888 hat für die gesamten Reichs-Einnahmen ein Plus gegenüber dem Vorjahr von über 30½ Millionen Mark ergeben. Trotzdem werden über die Finanzlage im Reich sehr widersprechende Meinungen laut. Während man einerseits das angegebene Resultat als ein durchaus günstiges betrachtet, behauptet man andererseits unter spezieller Kritik der einzelnen Posten, daß die Art, wie dieses Schlußresultat sich zusammensetze, die Ansicht rechtfertige, daß die Finanzlage keineswegs eine rosig sei. Es haben sich die Einnahmen aus den Zöllen um 16½ Millionen Mark vermehrt, die Einnahmen aus der Tabak-, Salz- und Brausteuer um 2 Millionen Mark. Eine, alle Befürchtungen übersteigende Mindereinnahme aber hat die Zuckersteuer ergeben, nämlich über 43 Millionen Mark. Dieses ungünstige Verhältnis wird sich indes infolge der inzwischen stattgehabten anderweitigen Normierung der Zuckersteuer in Zukunft bessern. Ferner haben die Branntwein-, Maisch- und Materialsteuer ca. 14 Millionen Minder-Einnahmen ergeben. Dieser Gesamtminder-Einnahme von 57 Millionen stehen nun aber außer den erst erwähnten Mehreinnahmen an Zöllen (16½ Millionen) und Steuern (2 Millionen) noch ferner gegenüber 43 Millionen von der neu bewilligten Branntweinsteuer und 26 Millionen der Nachsteuer auf Branntwein, so daß sich rechnungsmäßig allerdings ein Plus von etwa 30½ Millionen Mark ergibt. Hierbei bleibt aber zu berücksichtigen, daß die Branntwein-Nachsteuer nur eine einmalige Einnahme darstellt, so daß sich nach deren Wegfall das Plus trotz der neu bewilligten Branntweinsteuer nur auf 4½ Millionen Mark stellen würde, ein Resultat, das allerdings nicht als günstig zu bezeichnen sein würde. Nur wird hierbei übersehen, daß wenn man für die Zukunft den Wegfall der Branntwein-Nachsteuer andeutet, man auch die vorausgesetzte Mehreinnahme der neu normierten Zuckersteuer ins Auge fassen muß, die mit dem 1. August cr. in Kraft tritt, und deren Ertrag auf 14 Millionen Mark geschätzt worden ist. Das Richtige bei der Beurteilung der Finanzlage liegt also ungefähr in der Mitte zwischen den beiden auseinandergehenden Meinungen.

\* Bekanntlich geht der Besitz des Herzogtums Old auf den jedesmaligen preussischen Thronerben über. Infolge dessen ist das Herzogtum nunmehr dem jungen Kronprinzen überwiesen worden.

\* Von den zur Ausschmückung der Trauerstraße bei dem Begräbnis Kaiser Wilhelm's verwendeten schwarzen Stoffen befinden sich ungefähr 6000 Meter im Besitze der Gemeinde Berlin. Da dieselben, nachdem sie gründlich gereinigt worden sind, geeignet erscheinen, zu Kleidungsstücken verarbeitet zu werden, hat der Magistrat bei der Stadtverordneten-Versammlung beantragt, dieselbe möge sich damit einverstanden erklären, daß diese Stoffe, soweit möglich, den städtischen und anderen Wohltätigkeitsanstalten überlassen werden. Ueber die Verwendung der anderen zur Ausschmückung der Trauerstraße hergestellten Gegenstände hat sich der Magistrat weitere Vorschläge vorbehalten.

\* Die Stempelsteuer für Lose zu Privatlotterien ist im verflossenen Etatsjahr von 765 904 M. auf 439 318 Mark, also fast auf die Hälfte zurückgegangen; es läßt dies darauf schließen, daß das Uebermaß solcher Lotterien zur Ueberfüllung und damit zur Abnahme derselben geführt hat.

\* Die diesjährige Generalversammlung des Vereins für Sozialpolitik wird am 28. und 29. September in Frankfurt a. M. abgehalten werden. Auf der Tagesordnung befinden sich zwei Fragen von allgemeinstem Interesse: Der Wucher auf dem Lande und die Preisvermehrung der Lebensmittel durch den Kleinhandel. Am ersten Tage werden Professor Dr. von Wieskowski aus Breslau und Geheimrer Ober-Regierungsrat Dr. Thiel aus dem landwirtschaftlichen Ministerium in Berlin über den „ländlichen Wucher und die Mittel zu seiner Abhilfe, insbesondere die Organisation des bäuerlichen Kredits“ referieren. Am zweiten Tage soll Johann „der Einfluß des Klein- und Zwischenhandels auf die Preise und etwaige Mittel gegen eine ungeunde Preisbildung“ von Professor Dr. Conrad aus Halle a. S. und Gerichtsassessor Dr. Krüger aus Berlin erörtert und besprochen werden. Der letztere, langjährige Gehilfe des Anwalts der deutschen Genossenschaften, wird insbesondere den Einfluß der Konsumvereine auf die Preisbildung beleuchten.

\* Zum Paßzwang in Elsaß-Lothringen wird der freisinnigen „Weber-Zeitung“ geschrieben: Der Fremdenverkehr über die französische Grenze ist beinahe auf Null zurückgegangen, und die Hotels in den Städten, sowie die zahlreichen Luftkurörter in den Bergen sind fast leer, da Franzosen natürlich gänzlich fehlen. Die Ueberwachung der Hotels und Kurhäuser geschieht so, daß von Zeit zu Zeit das Fremdenbuch revidiert wird, sonst merkt man nicht viel von derselben. Das größte Hotel Straßburgs „Zur Stadt Paris“ hat zur Zeit oft kaum zehn Gäste. Eine Versammlung der Aktionäre desselben hat beschlossen, die unteren Räume zu Läden einzurichten. Eine in Straßburg abgehaltene Versammlung der Wirte hat eine Erhöhung der Preise beschlossen, die sich dahin charakterisiert, daß überall an die Stelle des Franken die Mark tritt. — Die Thorheit einer solchen Maßregel, die den deutschen Reisenden abschreckt, anstatt ihn zum Ersatz des ausbleibenden Franzosen heranzuziehen, liegt auf der Hand.

\* Der Vierer-Ausschuß der ungarischen Delegation beriet vorgestern über den Kredit von 47 Millionen. Der Kriegsminister legte eingehend die Details des Erfordernisses und die in Aussicht genommenen weiteren Verfügungen dar. Bei der hierauf folgenden Debatte trat der Minister-



Präsident Tisza unter Hinweis auf die Ungewissheit der allgemeinen Lage für die Forderungen des Kriegsefforts ein und stimmte dem Antrage Hegeboes zu, daß die verlangte Ermächtigung zur Aufnahme des Kredits nur bis zur nächsten Session der Delegation zu gewähren sei.

\* Der Präsident der **französischen** Republik teilte vorgestern im Ministerrat die Antwort Sr. Majestät des Kaisers Wilhelm auf das Beileidstelegramm mit, welches der Präsident anlässlich des Hinscheidens weiland Kaiser Friedrichs an Allerhöchstdenelben gerichtet hatte. Kaiser Wilhelm schließt sich darin den von dort zum Ausdruck gebrachten Wünschen für Aufrechterhaltung guter Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich an. — Die Deputiertenkammer setzte in ihrer letzten Sitzung die Debatte über die Regelung der Arbeitszeit der Kinder und Frauen in den Fabriken und Werkstätten bei Art. 8 der Vorlage fort und gelangte bis zum Art. 17. Unter den Bestimmungen, welche durchdrangen, sind zu erwähnen, diejenigen, die den Theaterdirektoren verbieten, ohne besondere Erlaubnis des Ministers der schönen Künste oder des Präfecten Kinder unter 16 Jahren auf der Bühne oder bei Zirkusspielen zu verwenden und die Arbeit von Knaben zwischen 12 und 16 Jahren in einzelnen Grubenwerken dann zulassen, wenn ihnen täglich nicht über achtstündige Arbeit auferlegt und eine Ruhe von mindestens 14 Stunden gewährt wird.

\* Fürst Bismarck hat an den **italienischen** Ministerpräsidenten Crispi eine Dankebescheide gerichtet für die durch diesen ihm übermittelte Beileidskundgebung der beiden italienischen Kammern anlässlich des Todes Kaiser Friedrichs. Das in französischer Sprache abgefaßte Telegramm, welches Crispi in der Abend Sitzung der Deputiertenkammer am 18. d. M. zur Verlesung brachte, lautet in deutscher Uebersetzung:

„An Se. Excellenz den Ministerpräsidenten Herrn Crispi, Rom. Ich habe das Telegramm erhalten, durch welches Sw. Excellenz mir gütigst Kenntnis gegeben hat von dem Verhalten der beiden Kammern gegenüber der Trauer, in welche der Tod Kaiser Friedrichs III. Deutschland unerwartet gestürzt hat. Ich bitte Sw. Excellenz, die wiederholte Versicherung der Erkenntlichkeit entgegen zu nehmen, welche die Sympathien des italienischen Volkes in allen deutschen Herzen erweckt haben, und den Ausdruck derselben gütigst zur Kenntnis der beiden Kammern zu bringen. Ich habe nicht verfehlt, Sr. Majestät dem Kaiser, meinem erlauchten Herrn, die Mitteilung der in Rede stehenden Besehlüsse der beiden Kammern, sowie die Wünsche zu unterbreiten, welche die befreundete und verbündete Nation, deren Politik Sw. Excellenz durch das Organ ihres Parlaments und ihrer Regierung leitet, für das Glück und den Ruhm der Regierung des Kaisers Wilhelm II. ausgesprochen hat. Ihr Bismarck.“

\* In **Bulgarien** wird nach den neuesten Meldungen die Affäre Popow, wenn auch Meinungsverschiedenheiten im Kabinett bestehen, keine Ministerkrise herbeiführen. Alle Minister sind geneigt, Popow die Strafe zu erlassen. Der Fürst wird mit Stambulow in Ostrumelien zusammentreffen und die Affäre Popow regeln. Prinzessin Clementine reist in Begleitung des Prinzen Ferdinand nach Philippopol ab, wo Ministerpräsident Stambulow dieselben erwartet.

\* Das vom Kaiser von **China** ergangene Beileidsdekret aus Anlaß des Ablebens Kaiser Friedrichs hat nach der dem Staatsminister Grafen v. Bismarck übermittelten sinngetreuen deutschen Uebersetzung folgenden Inhalt:

Wir, Kaiser von China, hatten Gelegenheit, von der großen Volkstümlichkeit und Beliebtheit Sr. Majestät des entschlafenen Kaisers Friedrich Kenntnis zu erhalten. Die Nachricht von dem Ableben dieses deutschen Kaisers hat uns tief ergriffen! Wir drücken unser lebhaftes Bedauern über den Heimgang dieses Kaisers nach so kurzer Regierungszeit aus und nehmen großen Anteil an den traurigen Ereignissen, die Deutschland zweimal nacheinander in so kurzer Zeit betroffen haben. — Vorfälle, die wahrlich alle menschliche Erwartungen überschreiten! Wir beauftragen unsere Gesandten beim deutschen kaiserlichen Hofe, unsere Mitgeföhle und Teilnahme für den dem deutschen Kaiserthum und dem ganzen Deutschen Reiche widerfahrenden unerwarteten Verlust, behufs weiterer Vermittlung, beim Minister des kaiserlichen Auswärtigen Amtes zum Ausdruck zu bringen.

## Votales und Provinzielles.

Danzig, 22. Juni.

\* [Die Adresse der hiesigen Frauen und Jungfrauen] an die Kaiserin-Witwe Viktoria liegt, wie uns von seiten des Komitees mitgeteilt wird, noch bis Sonnabend nachmittags 5 Uhr zur Unterschrift in der Scheinertischen Buchhandlung offen.

\* [Veränderung im Grundbesitz.] Das den Kaufmann Preßell'schen Erben gehörige umfangreiche Desillationsgeschäft ist nebst den dazu gehörigen und in der Heiligengasse, Goldschmiede-, Hopfen- und Münchengasse gelegenen Grundstücken durch Verkauf für einen Kaufpreis von 250 000 M. auf den Kaufmann Herrn Paul Dagobert Monglowski in Marienburg übergegangen.

\* [Lokal-Sommerfahrplan.] Das Manufaktur- und Kurzwarengeschäft von Paul Rudolphy hat, wie auch im vorigen Jahre, die Sommerfahrpläne der nächstgelegenen Eisenbahnstrecken in einem hübsch ausgestatteten Taschenbüchlein zusammengestellt, welches allen Käufern im genannten Geschäfte gratis zugegeben wird. Das Büchlein ist mit 12 chromolithographischen Abbildungen aus unserer Stadt und deren Umgebung geschmückt, zählt alle Sehenswürdigkeiten der Stadt und Umgebung auf, enthält außerdem einen Kalender u. c. und wird allen Kunden des Herrn Rudolphy willkommen sein.

\* [Versetzung.] Der ordentliche Lehrer Dr. Kanter ist in gleicher Eigenschaft vom Gymnasium in Graudenz an das hiesige königl. Gymnasium versetzt worden.

\* [Pontonier-Übung auf der Weichsel.] Der Herr Oberpräsident als Chef der Strombau-Verwaltung hat dem Vorsteher der hiesigen Kaufmannschaft mitgeteilt, daß auf der Weichselstromstrecke zwischen Schulß bis 8 Kilometer unterhalb Graudenz in der Zeit vom 4. bis 18. August d. J. eine größere Pontonier-Übung unter Leitung des Majors und Kommandeurs des Garde-Pionier-Bataillons Herrn v. Kleist stattfinden wird. Der Verkehr auf der Weichsel wird in der angegebenen Zeit auf der vorbezeichneten Strecke teilweise Beschränkungen erfahren. Bei eingehenden Brücken wird für ein zeitweises Öffnen eines Durchlasses Sorge getragen werden.

Die Durchlaßöffnung und die Erlaubnis, dieselbe zu passieren, wird durch Anfrichten roter Flaggen erkennbar gemacht werden.

\* [Jagdschein.] Eine für alle Jagdliebhaber wichtige Frage beschäftigte dieser Tage die Strafkammer des kgl. Landgerichtes zu Braunsberg, nämlich die Frage: „Ist derjenige, welcher die Jagd ausübt, zur Vorzeigung des Jagdscheines verpflichtet oder nicht? Ein Besitzerjohn übte die Jagd aus und wurde hierbei von einem zuständigen Beamten nach seinem Jagdschein gefragt. Der Betreffende erwiderte, daß er einen Jagdschein besitze. Auf das Verlangen des Beamten, den Jagdschein zu zeigen, wurde die Vorzeigung des Scheines verweigert. Gegen den Besitzerjohn erging nun auf Grund des § 16 Abs. 3 des Gesetzes vom 7. März 1850 ein Strafmandat, weil er den Jagdschein nicht bei sich geführt, beziehungsweise nicht vorzeigt habe, welche Strafe auch das zuständige Schöffengericht bestätigte. Der oben angeführte Gerichtshof hatte sich als Berufungsinstanz gleichfalls hiermit zu beschäftigen. Es wurde vor diesem Gerichtshof festgestellt, daß der Besitzerjohn im Besitze eines Jagdscheines gewesen. Es lag noch eine weitere Prüfung vor, ob darin, daß der betreffende Besitzerjohn es unterlassen hatte, den bei sich geführten Jagdschein vorzuzeigen, etwas Strafbares wäre oder nicht; was der Gerichtshof verneinte unter der Annahme, daß das Gesetz nur den Besitz eines Jagdscheines bei Ausübung der Jagd anordne, und daß das Gesetz eine Strafe gegen denjenigen, der es unterläßt, den bei sich geführten Jagdschein vorzuzeigen, nicht festsetzt.

\* [Personalien.] Der Rechtsanwalt und Notar Wiebig in Marienburg ist zur Rechtsanwaltschaft bei dem Landgericht und dem Amtsgericht in Stendal zugelassen worden. — Der Referendar Franz Kroll in Marienwerder ist zum Gerichtsassessor ernannt worden. — Die Erziehung des praktischen Arztes Dr. Wagner zum unbedingten Ratsherrn in der Stadt Dt. Krone ist bestätigt. — Es sind versetzt worden: Der Steuerassessor Bürgerle von Altfelde nach Graudenz, die Grenzaufsicher Raabe in Holländerei-Grabia und Gerig in Grün-eiche als berittener Steuereinsamler nach Kulm bezw. Neuenburg, die Grenzaufsicher Lehmann von Bahnhof Ostloschin nach Neu-Zielau, Hoffarth von Pieczonia nach Bahnhof Ostloschin und Vertram von Mochylas nach Grün-eiche. — Dem Militär-anwärter Krause ist eine Grenzaufsichtsstelle in Holländerei-Grabia auf Probe verliehen worden.

\* **Belpin**, 21. Juni. Ein Extrablatt zum „Amtlichen Kirchenblatt“ bringt folgende Bischöfliche Verordnung bezüglich der kirchlichen Trauerfeier:

Nachdem Se. Majestät der Kaiser und König Wilhelm II. genehmigt haben, daß am Sonntage den 24. Juni d. J. in allen Kirchen das Gedächtnis des Hochseligen Kaisers und Königs Majestät Friedrich III. begangen werden soll, bestimme Ich hiedurch, wie folgt:

1) Am Vorabend des genannten Tages ist zur üblichen Stunde die gedachte Feier mit allen Glocken der betreffenden Kirchen einzuläuten.

2) Nach dem Hochamte ist in einer an die versammelten Gläubigen zu richtenden Ansprache hinzuweisen auf das schmerzliche Ereignis, welches das Allerhöchste Kaiserhaus und das ganze Land in tiefe Trauer versetzt hat, und auf das Lebensbild des verewigten Monarchen, welcher groß gewesen ist in dem fortwährenden agere des Helden und noch größer in dem fortwährenden pati des Christen.

Die Fürbitte für das Allerhöchste Kaiserhaus hat von nun an zu lauten:

„Gott, o Herr, Deine Gnade groß werden über Deinen Knecht Wilhelm, den Kaiser, unsern König und Herrn, über die Kaiserin und Königin, die Kaiserin und Königin Mutter, die Kaiserin und Königin Großmutter, über den Kronprinzen, über sämtliche königliche Prinzen und Prinzessinnen und alle, welche dem Kaiser und dem königlichen Hause anverwandt und zugehörig sind.“

Belpin, den 20. Juni 1888.

Der Bischof von Kulm.

† Leo.

\* **Belpin**, 21. Juni. Der Herr Vikar bei der St. Brigittenkirche zu Danzig Dr. Georg Behrendt ist in gleicher Eigenschaft nach Bruch versetzt. Der Herr Neopresbyter Hirsch ist als Vikar an der St. Brigittenkirche in Danzig und der Herr Neopresbyter Dlszewski als Vikar in Lauenburg angestellt.

\* **H. Soppendorf**, 21. Juni. Zwecks Feststellung der Komunalverhältnisse der Ortschaft Semlin ist in einem seit Jahren schwebenden Verwaltungsstreitverfahren des Domänenfiskus wider den Gutsbesitzer Herrn Fließbach, die Schule und die Grundbesitzer zu Semlin, welches dem Kreisaußschuß in Rathaus, dem Bezirksaußschuß in Danzig und dem königl. Oberverwaltungsgericht zu Berlin je zweimal zur Entscheidung vorgelegen hat, endlich am 21. März d. J. dahin in Uebereinstimmung mit den Vorinstanzen endgültig entschieden worden, daß Semlin weder als ein selbständiger Gutsbezirk unter der Guts-herrschaft des jetzigen Gutsbesizers dortselbst, noch als ein selbst-ständiger fiskalischer Gutsbezirk, sondern als ein Teil eines fiskalischen Gutsbezirks anzusehen sei. In diesem Prozesse, welcher zu gunsten der Beklagten ausgefallen ist, wurde u. a. ermittelt, daß Semlin zuerst im Jahre 1241 als ein zur Kastellanei Gorrenzyn gehöriges Dorf, im Jahre 1380 zusammen mit der Ortschaft Gorrenzyn als Dienstgut zu pol-nischem Nitterrechte ausgegeben, demnachst beide Ortschaften mit Fiskal von sämtlichen Abgaben und Lasten, denen die übrigen Güter polnischen Rechtes unterworfen waren, befreit und im Jahre 1441 mit dem Obergerichte über seine Hinterlassenen ausschließlich des Strafengerichtes begabt worden ist. Später ist Semlin in das Eigentum des Rathhäuser Klosters Maria Paradies und von diesem nebst mehreren Ortschaften auf den Fiskus übergegangen, welcher letzterer seine Rechte und Pflichten eines Gutsheeren darüber bis etwa in die neueste Zeit ausgeübt, Semlin als ein unterthäniges Gemeinwesen angesehen, sich endlich aber von den Lasten befreien wollte, welchem Vorhaben von den Beteiligten widersprochen wurde, was zu einem lang-jährigen Prozesse — vom Jahre 1883 bis 1888 — mit dem Fiskus geführt und das obige Resultat ergeben hat.

\* **Elbing**, 20. Juni. Während die Wansau nebst einem Teil von Altstädterfeld nun schon trocken ist und dem Spaziergänger auf der Berliner Chaussee, sobald er hinter die Schillingsbrücke gelangt, von hier aus grüne Fluren entgegenlachen, muß das Bild, das sich dem Auge auf der anderen Seite darbietet, noch als ein äußerst trostloses bezeichnet werden. Es giebt in Kerkswalde noch Wohn-gebäude, welche beinahe bis an den Fenster im Wasser stehen. Um das Wasser abzumahlen, sind nun zwar zu den beiden Entwässerungsmühlen, welche daselbst Tag und Nacht unaus-gesetzt im Betriebe sich befinden, noch zwei Hilfsmaschinen aufgestellt worden, eine gegen Oberferdswalde an der Berliner Chaussee und die andere in Unterferdswalde am Elbingsfluß, es bleibt indes sehr fraglich, ob die Ländereien bis Mitte Juli trocken gelegt werden können, da der Polber insgesamt einen Flächenraum von über 70 Hufen kuml. einnimmt. Kerkswalde hat eine sehr niedrige Lage, und es

läßt sich denken, daß die Entwässerung dadurch ungemein erschwert wird. In der Marienburger Niederung, wie in den Ortschaften Hohenwalde, Augustwalde u. c., sieht es aber fast noch trauriger aus, da mit der Entwässerung erst in letzter Zeit der Anfang gemacht werden konnte. Hier steht das Wasser noch bis fünf Fuß hoch.

\* **Rönitz**, 21. Juni. Der Arbeiter Joseph Dullek aus Königl. Neutrich wurde gestern vom hiesigen Schwur-gerichte wegen Sittlichkeitsverbrechen unter Annahme mil-dernder Umstände zu einem Jahre Gefängnis verurteilt. Die heutige Verhandlung gegen die unberechnete Marie Wilhelmine Amalie Hampel aus Abl. Hammerstein wegen versuchten Kindesmordes endete mit Freisprechung der An-geklagten.

\* **Aus dem Kreise Tuchel**, 20. Juni. Der Referendar Herr Glinski, geboren zu Kelpin, Kreis Tuchel, hat in diesen Tagen das Meßfess-Examen in Berlin bestanden. — Es wird vielleicht für manchen Leser von Interesse sein zu erfahren, daß die Ortschaft Kelpin einer besonderen Beachtung verdient, da dieselbe in erster Linie berechtigt ist, im Namen der Umgegend die falschen und unsinnigen Märchen über die Tuchler Gegend und ihre Bewohner, die sich seit undenklichen Zeiten in den entferntesten Gegenden Deutschlands, im Munde des Volkes mehr oder weniger noch bis auf die heutige Zeit erhalten haben, als Unwahrheiten und Erfindungen zurückzuweisen. Bekanntlich besaß die Tuchler Gegend die größten Wälder — Tuch-ler Heide genannt, — in Preußen. Da jeder Wald, besonders ein großer und undurchdringlicher, wie dieser es gewesen, mit seinen unzähligen Schlupfwinkeln, die niemals ein Menschenfuß berührt hat, nicht nur zur Herberge unzähliger Raubtiere, son-dern auch zum sicheren Asyl für Verbrecher jeder Art am besten sich eignet, so wurde vor Jahren von den Bewohnern fernerer Gegenden allgemein behauptet, daß die fast weltberühmte Tuch-ler Heide ein Refugium für Menschen schlechten Gewissens und Rufes gewesen, dort hätten sich alle Räuber und Mörder ge-sammelt und ungeführt gehaßt. Die Bewohner sollen von da aus weite räuberische Ausflüge unternommen und die ruhigen Land- und Stadtbewohner beraubt und geplündert haben. Es wird wohl mancher Leser, der auf Reisen in den südlichen Gegenden Deutschlands gewesen, erfahren haben, daß man noch heute dort die Bewohner der Tuchler Gegend, wenn gerade nicht für Räuber und Mörder, doch aber für ein rohes und ungebildetes Volk hält. Schreiber dieser Zeilen, der die Tuchler Heide bereits seit 30 Jahren kennt, will allerdings nicht vor-weg behaupten, daß dieselbe sowohl früher als auch heute nur ausschließlich von frommen Einsiedlern bewohnt war und ist; es sei zuzugeben, daß man dort noch heute größere und kleinere Verbrecher vorfindet, die aber hinter den abgefeimten Ver-brechern größerer Städte im Süden noch sehr weit zurückstehen; niemals kann man aber zugeben, daß es dort so schrecklich aus-gelehen hat, wie es sich die Menschen in ihrer ängstlichen Phan-tasie gebacht haben und heute noch denken. Diesen so sehr ängst-lichen und um die Bildung der Bewohner der Tuchler Um-gegend so sehr besorgten Landstleuten in Berlin und im Süden mag nachstehendes als entschiedener Gegenbeweis und Be-ruhigungsmittel dienen. Die eine halbe Meile von Tuchel, unmittelbar an der Tuchler Heide liegende Ortschaft Kelpin, die hier als Beispiel angeführt sei, zählt ca. 700 Seelen. Keines-wegs kann man dieselbe mit den wohlhabenden, von der Natur selbst so sehr begünstigten und vom Staate durch industrielle An-lagen schon vor vielen Jahren geborenen Dörfern am Rhein und in Westfalen vergleichen, denn die hiesige nördliche Gegend hat sich nur durch schweren andauernden Kampf mit dem hier bedeutend ungünstigeren Klima, ja sogar bis auf die letzten Jahrzehnte ohne wesentliche Beihilfe vom Staate, ihre moralische und materielle Existenz so weit schaffen müssen, daß sie zur Zeit, wenn auch nicht in materieller, doch aber in moralischer Hinsicht jenen die Stirne bieten kann. Die Ortschaft Kelpin hat in den letzten 20 Jahren 14 gebildete Söhne aus ihrer Mitte in die Staatsdienste entsandt und zwar: drei Geistliche, einen Juristen, zwei Militärbeamte und acht Lehrer. Außerdem weist diese Ortschaft augenblicklich noch zwei Studenten und fünf Gymnasialisten auf. Hoffentlich kann wohl dieses als ein in die Augen fallender Beweis dafür angesehen werden, daß die Väter und Vordäter dieser Herren keine Verbrecher und frohe Leute ohne Gefühl fürs Schöne und Nützliche gewesen sein können und heute noch sind.

\* **Stalow**, 21. Juni. Gestern weilte der Generalpostmeister Stephan einige Zeit in unserer Stadt. Derselbe war mit dem fälligen Nachmittagskourierzuge hier eingetroffen und fuhr später mit dem Personenzuge bis zur Station Lände, von wo er sich mittels Wagens nach der Oberförsterei Putau zur Enten-jagd begiebt. Dieser mehr als 20 000 Morgen große Forst-komplex hat in den Napoleonischen Zeiten dem französischen Marschall Mortier gehört. Nach den Freiheitskriegen kam diese Besitzung mit dem Reke-Distrikt durch den Pariser Frieden an die Krone Preußen zurück. Im Jahre 1821 erstand die königl. Hauptbank Berlin die in dem Besitz der Potulicki befindlichen Güter dieser Gegend und trat sie 1834 an den Fiskus ab, der nun den Rentamtsbezirk Wandsbürg daraus bildete.

\* **Marienwerder**, 21. Juni. Der Holzschläger Alexander Ruminski zu Wilske Lissowo hat mit Gefahr für das eigene Leben am 28. März d. J. den Förster Densow, Forstfessling Kolm und den Holzschläger Dolewski vom Tode des Ertrinkens in der Drenow bei Wiberthal gerettet, was der Herr Regierungspräsident belobigend mit dem Bemerken zur öffentlichen Kenntnis bringt, daß er dem Ruminski eine Prämie von 30 M. hat zahlen lassen.

\* **Graudenz**, 20. Juni. Das hiesige Schwurgericht verurteilte vorgestern den Arbeiter Friedrich Reck aus Bialken wegen Meineides zu zwei Jahren Zuchthaus, Ehrverlust auf gleiche Dauer und dauernde Unfähigkeit als Zeuge oder Sach-verständiger eidlch vernommen zu werden. — Gestern wurde der 20 jährige Mühlenbesizersohn Hermann Radow aus Korri-towo wegen Sittlichkeitsverbrechens unter Zuhilfenahme mildernder Umstände zu drei Jahren Gefängnis und Ehrverlust auf gleiche Dauer verurteilt. — Heute wurde der Arbeiter Mathias Ru-ranski aus Tschauerfeld wegen intellektueller Urkundenfälschung und Betruges zu einem Jahre sechs Monaten Gefängnis und Ehrverlust auf die Dauer von zwei Jahren verurteilt. Der Schuhmacher Wilhelm Borzyskowski aus Schwes, der beschuldigt wurde, dem Murawski bei Begehung der genannten Straftaten wissenschaftliche Hilfe geleistet zu haben, wurde freigesprochen.

\* **Insterburg**, 20. Juni. Im Nachbardorfe Eraties an der Inster brach vor einigen Tagen nachts beim Besitzer Reimer Feuer aus und setzte in wenigen Minuten das ganze Gehöft in Flammen. Sämtliche Gebäude brannten bis auf den Grund nieder. Leider ist auch der Besitzer selbst ums Leben gekommen, als er sich bemühte, das Vieh aus dem Stalle zu retten; sein Leichnam wurde verkohlt unter den Trümmern aufgefunden.

\* **Argentan**, 20. Juni. Ein hiesiger Tischler hat anlässlich der Zimrazlawer Pferdelotterie die Tücke des Schicksals und den Unsegen des Aberglaubens recht deutlich an sich erfahren



Druck und Verlag von H. F. Boenig in Danzig.





## des Westpreussischen Volksblattes.

N<sup>o</sup>. 25.

Danzig, den 24. Juni.

1888.

### M. Die vatikanische Ausstellung.

Die gesamte Christenheit feierte in diesem Jahre das beglückende Ereignis des fünfzigsten Jahresgedächtnisses jenes Tages, an welchem Se. Heiligkeit Papst Leo XIII. seine erste hl. Messe darbrachte. Von allen Nationen und aus allen Ländern der Welt waren zu diesem Jubeltage Gaben und Geschenke aller Art eingelaufen, unter welchen sich die wertvollsten Kunst- und Industrie-Erzeugnisse der verschiedenen Völker der Erde vorfinden, besonders unter denen, die zum Gottesdienste und zum Gebrauche des religiösen Kultus, sowie der Wohlthätigkeitsanstalten bestimmt waren. Um diese mannigfachen künstlerischen Prachtstücke, diese seltensten Merkwürdigkeiten, mit einem Worte, alle Zeichen der Liebe und Verehrung, möglich vielen Kreisen zugänglich zu machen, wurde in den weiten Sälen und Galerien des päpstlichen Palastes in den Tagen vom 6. Januar bis 31. Mai eine Ausstellung aller Jubiläums-Geschenke, die sogenannte vatikanische Ausstellung, veranstaltet. Der Gedanke solcher Jubiläums-Ausstellungen ist zwar nicht neu, und unter der glorreichen Regierung des hochseligen Papstes Pius IX. fanden ähnliche Veranstaltungen statt, doch weder der Vatikan, noch Rom, die Stadt großer und unschätzblicher Denkmäler, hat je eine solche Fülle der edelsten und seltensten Gaben geschaut, wie sie in diesen glanzvollen Tagen ausgestellt waren. Es ist wohl schwerlich, ein Erdenwinkel ausfindig zu machen, der nicht durch irgend eine Gabe auf dieser Ausstellung vertreten war, ebensowenig giebt es einen Stand oder eine Klasse, die nicht mitgewirkt hätte zu dieser äußern Rundgebung ehrfurchtsvoller Liebe. Die ganze christliche Welt betrachtete sich in diesen Tagen als eine Familie, welche bewundernd zum Vater der Gläubigen aufschaute, und hierin liegt der eigentliche und wahre Charakter der vatikanischen Ausstellung, den vor der Welt zu bezeugen, der Zweck dieser großartigen Veranstaltung war. Wiewohl wir unsern Lesern gelegentlich schon einige Mittheilungen über Einzelheiten der vatikanischen Ausstellung gemacht haben, dürfte eine kurze Schilderung der hervorragendsten Ausstellungsgegenstände von einigem Interesse sein. Wir folgen dabei den Angaben der schon früher von uns besprochenen Schrift: „Die vatikanische Ausstellung in Wort und Bild.“\*)

\*) Die vatikanische Ausstellung in Wort und Bild, reich ausgestattetes Kunst- und Prachtwerk in 40 Lieferungen mit ca. 400 Illustrationen. Verlag der St. Norbertus-Buch- und Kunstdruckerei in Wien. Preis einer Lieferung 60 Pfg. Pränumerationspreis für das vollständige Werk 16 Mark.

Von der Reichhaltigkeit der eingesandten Geschenke und der Kostbarkeit der meisten derselben kann man sich auch nicht annähernd einen rechten Begriff machen; es ist eben wörtlich zu nehmen, wenn behauptet wird, kein Ort der christlichen Welt sei hier nicht vertreten gewesen. Das bloße Aufzählen der Gegenstände und eine ganz kurze Beschreibung derselben dürfte Bände füllen. Wir müssen uns daher darauf beschränken, eine übersichtliche Klassifikation zu geben und einige besonders hervorragende Geschenke kurz zu beschreiben. Was die gottesdienstlichen und überhaupt religiösen Ausstellungs-Gegenstände betrifft, so fanden sich alle Arten der feinsten Kirchenwäsche vor, als: Alben, Singula, Corporalien, Pallen, Handtüchlein, Altartücher, Kommuniontücher u. s. w., desgleichen von Paramenten: Messkleider (weiß, rot, grün, violett, schwarz, gold- oder silberfarbig), Altarpolster, Dalmatiken, Pluvialien, Schulterbela, Antependien, Altarteppiche, Tücher, Kunstblumen, Fahnen u. s. w. Von Gegenständen aus Metall, Holz u. s. w. waren zu nennen: Kelche, Patenen, Hostiengefäße, Ciborien, Monstranzen, Weihwassergefäße, Altarkreuze, Prozessionskreuze, Leuchter, Kanontafeln, Rauchfässer, Weihrauchschiffchen, Baldachine, Sessel, Betstühle, Thronessel, Altäre u. s. v. An Bücher waren allerlei Kultus- und religiöse Bücher vorhanden; von den schönen Künsten waren vertreten: Erzeugnisse der Baukunst, Malerei (besonders Altarbilder und Miniaturmalerei), Bildhauerei, Musik (alte und neuere Kompositionen, Orgeln, Phisharmonika, Glocken u. s. v.), und von verwandten Künsten photographische, lithographische und xylographische Gegenstände — Devotionalien, Wachs, Del, Wein, Weihrauch u. s. w. u. s. w. Unter diesen in sehr großer Menge gespendeten Gegenständen befinden sich solche von ganz hervorragender Schönheit und von bedeutendem Kunstwerk, ja man möchte sagen, selbst die letzte Stickerie eines Altartuches, eines Ciborienmäntelchens, eines Altarkissens trägt den Stempel des Schönen an sich. Der Gedanke, dem römischen Papste einen Liebesdienst zu erweisen, lenkte die Hand bei der mühevollen Arbeit, beforderte schon an und für sich den Kunstsin.

Was nun die Kunstwerke im eigentlichen Sinne des Wortes anbelangt, so ist vor allem ein von der Ausstellungs-Kommission gespendeter Altar im italienisch-gothischen Stil zu nennen, welcher den höchsten Beifall aller Kenner erzielte und woran Sr. Heiligkeit auch seine Jubelmesse zelebrierte. Die hl. Gefäße und Geräte hierzu sind gleichfalls künstlerisch hergestellt. Von den vielen ausgestellten Altären ist noch der vom Bischof von Tarbes und seiner Diözese gestiftete Altar aus Pyre-



näen-Marmor besonders erwähnenswert. Man hätte nie gedacht, daß die Pyrenäen in ihrem Innern eine solche Masse schöner und mannigfacher Marmorarten (rote, grüne, violette, graue, blaue, gelbe) berge. Auf dem Altaraufsatz, eine netzgefesselte Mosaikarbeit, ist folgende Inschrift angebracht: „Heiliger Vater Leo, gedenke beim hl. Messopfer der Gläubigen der Diözese Tarbes, welche Dir gelegentlich Deines Priesterjubiläums freudig diesen Altar darbringen, an dem, vom geistvollen Künstler geeint und gefügt, die verschiedenen pyrenäischen Marmorarten prangen, gleichwie unter Deiner Leitung alle sich vereinen zum Lobe Gottes.“ —

Eine fernere Gabe des Ausstellungs-Komités, eine Motivlampe von großen Maßverhältnissen, ist ganz aus Silber in Gestalt eines eirunden Kruges, trägt auf dem silbernen Grunde überaus reichen Goldschmuck und ist von einem durchbrochenen, mit sechs Edelsteinen geschmückten Ornamente umgeben. Sie hängt mittelst drei überaus leichter Schneckenzierraten an ebenso vielen silberdurchwirkten Schnüren, die der Länge nach von vier Goldstreifen durchzogen und oben von einem kreisförmigen Kuppelaufsatz mit einander verbunden sind. — Graf de Divier-jean hatte dem hl. Vater unter andern Geschenken eine prächtige Krystalllampe geschenkt. Dieselbe hat 50 Arme für die Kerzen, wiegt 350 kg und ist 2,50 m hoch, bei einem Durchmesser von 1,70 m; der Schaft ist aus versilbertem Kupfer. Brennend ist diese Lampe von überraschender Wirkung.

(Fortsetzung folgt.)

## Für Abergläubische.

Es ist noch gar nicht lange her, als ich eines Morgens die Familie Neumann Geschäfte halber besuchte. Bei meinem Eintritt in das Zimmer fand ich dieselbe ganz verstört und aufgeregte; es mußte etwas vorgefallen sein. „Und ich bleibe nicht länger in diesem Hause im Dienste,“ sagte die Dienstmagd; „ich kann das nicht länger ertragen.“ „Sei nur ruhig,“ antwortete die Hausfrau, „auch wir ziehen aus, und zwar so bald wie möglich.“ — Es entstand eine große Pause, — Ich wollte mit meinem großen Geschäfte nicht gleich beginnen und knüpfte an die letzten Worte der Hausfrau an: „Sie wollen ausziehen, Frau Neumann, dieses schöne, bequeme und gesunde Logis verlassen? Darf ich fragen, aus welchem Grunde?“ Ganz verlegen antwortete sie: „Den rechten Grund dafür kann ich Ihnen nicht wohl mitteilen; denn . . .“

In diesem Augenblicke wurde heftig die Hausglocke gezogen, und es schellte. In aller Schnelligkeit eilte Lina, die Tochter des Hauses, an das Fenster, öffnete es hastig und schaute hinaus, um zu sehen, wer da sei. Langsam schloß sie es wieder und ganz verstört und bleich wie die Wand, sagte sie: niemand!“ „Niemand!“ wiederholte die Hausfrau. „Da haben wir's! und Sie, mein Herr, haben auch den Grund, warum wir ausziehen.“

„Daraus werde jemand klug,“ erhob sich jetzt der Familienvater. „Hören Sie, Herr Wagner. Es sind jetzt ungefähr 14 Tage, daß es jeden Tag, und zwar mehrmals und zu verschiedener Zeit bei uns schellt, ohne daß man irgend einen Menschen wahrnimmt, der die Schelle zieht. Anfangs glaubten wir, es necke uns jemand, aber das ist ganz gewiß nicht der Fall; ich kann die Sache nicht begreifen!“

„Es ist eine Geisterhand, welche die Schelle zieht,“ rief in großer Erregung die Hausfrau, „und dieses Schellen bedeutet für uns nichts Gutes; ich lasse mir das nicht ausreden.“

„Ich glaube,“ sagte schüchtern das Hausmädchen, „es ist eine arme Seele im Fegfeuer, die erlöst sein will und die uns durch die Schelle mahnt. Ich habe seither jeden Morgen für sie gebetet und will auch eine heilige Messe für sie lesen lassen.“

„Mir will es scheinen,“ bemerkte Lina, „es droht uns irgend ein Unglück, die Schelle verkündet uns, darauf gefaßt zu sein; es ist eine Ahnung.“

„Vielleicht ist einer von unseren Verwandten in der Ferne gestorben,“ bemerkte die Hausfrau, „und wir können täglich briefliche Anzeige erhalten.“

„Und was meinen Sie denn?“ fragte ich den Hausvater.

„Ich?“ sagte er etwas gebohrt; „ich meine gar nichts; an „Spuk“ habe ich nie geglaubt, aber diese Geschichte kommt mir doch ganz bedenklich vor; das Schellen geniert mich außerordentlich, und am Ende bin ich nicht dagegen, wenn wir ausziehen.“

„Schellt es denn auch in der Nacht?“ fragte ich.

„In der Nacht?“ — sagte die Magd — „habe ich es noch nicht schellen hören.“

„Schellt es denn zu bestimmten Stunden?“ fragte ich weiter.

„Es schellt gewöhnlich,“ antwortete sie, „wenn morgens der Postbote da war.“

„Uebrigens,“ ergänzte die Hausfrau, „wenn jemand da war. — Kurz, es ist nicht richtig im Hause; ich lasse mir das nicht ausreden. — Was denken Sie denn davon?“ fragte sie mich.

„Ich meine,“ antwortete ich, „wenn man etwas Auffallendes der Art wahrnimmt, so soll man seine fünf Sinne zusammennehmen und untersuchen, ob man eine natürliche Ursache findet, welche die Erscheinung erklärt.“

„Eine natürliche Ursache?“ rief die Tochter des Hauses; „was für eine natürliche Ursache kann dieses räthelhafte Schellen erklären? Es kann nicht schellen, ohne daß ein Mensch die Schelle zieht; nun schellt es, ohne daß jemand da ist; da giebt's keine natürliche Ursache; es spukt im Hause, so ist's und nicht anders.“

„Wenn man sich so manches nicht gleich erklären kann,“ antwortete ich, „so folgt noch nicht daraus, daß es unerklärlich ist, darum muß man nachforschen.“ Ich will Ihnen einen Vorfall aus meinem Leben erzählen, der meine Behauptung bestätigt:

„Als ich noch in meinem elterlichen Hause wohnte, schlief ich mit meinem Bruder zusammen in einem Zimmer, welches unmittelbar an das Nachbarhaus stieß. Einmal in der Nacht, es war gegen 12 Uhr, rief mir mein Bruder zu: „Eben ist jemand bei uns die Treppe hinaufgegangen, es war ein Mannstritt; wer kann das sein? Alles im Hause schläft ja.“ — Ich habe es schon mehrmals gehört,“ fügte mein Bruder ängstlich bei, „ich mochte aber nichts sagen. — Am Ende spukt's im Hause.“

„Wir wollen morgen acht haben,“ erwiderte ich, „ob's wieder kommt,“ und dann schliefen wir wieder ein. Am andern Abend legten wir uns halb angekleidet zu Bette und ließen das Licht brennen. Keiner von uns aber schlief. Als es halb 12 Uhr war, richtig, da kam's wieder ganz deutlich die Treppe herauf. „Heraus!“ rief ich, wir nahmen das Licht, stürzten heraus nach der Treppe, leuchteten überall hin, gewahrten aber niemand. So kehrten wir wieder in unser Zimmer zurück und legten uns zu Bette. Keiner wagte zu sprechen, alles war still. Auf einmal hörten wir's in unserm Hause husten. „Es hustete,“ flüsterte mein Bruder. „Wer?“

„Der die Treppe heraufgekommen ist. Er hustet wieder.“

„Das ist unser Nachbar,“ sagte ich; „ich kenne ihn genau am Husten.“

Jetzt dachte ich nach und rechnete so: „Der Nachbar, der hustet, ist gewiß drüben in seinem Hause; wenn nun sein Husten so schallt, als sei es in unserm Hause, so können und müssen auch seine Tritte so schallen, als seien sie in unserm Hause. Ich erinnerte mich auch, daß unser und des Nachbarns Haus nur eine Wand haben, und jetzt war mir der „Spuk“ klar. Ich theilte meine Ansicht meinem Bruder mit. „Wir können ja,“ meinte er, „morgen leicht erfahren, ob und wann in der Nacht der Nachbar heimgekommen ist, dann ist das Räthsel gelöst.“ Und richtig klärte sich alles auf, wie ich vermutet hatte. Der Schall der Tritte im Nachbarhaus hatte uns getäuscht, und was wir für „Spuk“ hielten, hatte eine ganz natürliche Ursache.“ — Und nun wandte ich diese Geschichte auf das Schellen an. „Eine solche natürliche Ursache,“ sagte ich, „wird auch dem räthelhafsten Schellen zu Grunde liegen. Untersuchen wir vor allem einmal die Schelle.“ Ich zog den



Haus Herrn mit hinunter in die untere Etage, öffnete die Hausthür und betrachtete mir vorerst genau den Schellendraht. Als bald bemerkte ich daran eine bedeutende Biegung da, wo er in dem Eisen lief, womit er am Hause befestigt war. Ich zog die Schelle und nahm wahr, daß dieselbe wegen dieser Biegung nicht alsbald wieder in ihre vorige Lage zurückkehren konnte, und daß die an ihr befindliche Feder den Draht ganz langsam aufwärts zog; als aber die Biegung überwunden war, schenkte die Schelle zurück, und es schellte. „Da haben wir schon den Spuk,“ sagte ich zum Hausherrn, der der Untersuchung zugeseht hatte und nun gleich mir die Ursache des unregelmäßigen Schellens begriff. „Diegen wir den Draht gerade, und es wird regelmäßig schellen.“ Das geschah. Herr Neumann aber wurde rot bis über die Ohren, schlug sich vor die Stirn und erteilte sich allerlei Ehrennamen, unter denen besonders der „Dummkopf“ vertreten war. „Wer sollte aber auch daran denken,“ sagte er dann ärgerlich. Er erklärte nun der Familie die Ursache des „Spukes;“ man antwortete ihm aber — wahrscheinlich, um das Gefühl der Beschämung zu vertuschen, mit den Worten: „Wir wollen sehen.“ — Lisbeth, das Dienstmädchen, aber rief wie aus einem Traume erwachend: „Ach Gott, da bin ich am Ende ganz allein die Ursache dieses „Spukes!“ Vor ungefähr 14 Tagen trug ich in der Bütte Wasser ins Haus; ich stolperte und wäre gefallen, wenn ich mich nicht an dem Schellendraht festgehalten hätte, und davon rührt die Biegung gewiß her; wer hätte das denken sollen,“ und sich schämend verließ sie das Zimmer. — Fortan aber schellte es nur in ordnungsmäßiger Weise. —

Der Aberglaube und die Gespensterfurcht ist unter dem Volke nur allzusehr verbreitet, und nur zu oft hört man die Worte: „Da geht's nicht mit rechten Dingen zu.“ Die beiden erzählten Geschichten aber mögen diese abergläubischen Menschen belehren, daß man bei jedem ungewöhnlichen und scheinbar unbegreiflichen Vorkommnis vor allem seine fünf Sinne zusammennehmen soll, um die Ursache davon zu erforschen.

## K. Sonntags-Plaudereien.

Die heidnischen Germanen begingen zwei Hauptfeste im Jahre, die sich dem Laufe der Sonne angeschlossen und daher Sonnenwenden genannt wurden. An die Stelle der Wintersonnenwende trat Weihnachten mit seinem Lichtbaume und den Gabenspenden für Alt und Jung, während die Sommer Sonnenwende durch das Fest des heil. Johannes des Täufers ersetzt wurde. Die kath. Kirche verfuhr dabei nach richtigen Prinzipien. Sie griff nicht mit rauher Hand in die Gefühle der deutschen Heiden ein. Sie ließ ihnen ihre Feste und Gebräuche, kleidete sie aber allmählich christlich ein und fügte sie in die Kirchenfeste ein, wobei die Gestalten der heidnischen Götter und Göttinnen allmählich erloschen, an ihrer Stelle aber Christus und die Apostel, ferner die Jungfrau Maria und andere Heiligen um so heller in den Vordergrund traten. Das Johannisfest am 24. Juni repräsentiert uns in den Volksgedächtnissen, die sich an dasselbe knüpfen, ein besonderes hohes Fest des deutschen Heidentums und zwar ergibt es sich bei näherer Betrachtung, daß verschiedene Mai- und Pfingstspiele, die später von der Feier jenes Tages abgetrennt worden sind, ursprünglich damit verbunden waren, wozu vor allem der Drachenkampf gehört, der sich in veränderter Gestalt auch um Pfingsten nachweisen läßt.

Der heidnischen Johannisfeier muß der Tod eines Gottes zu Grunde gelegen haben. Dieses wurde allem Anscheine nach dramatisch dargestellt, wobei die Heiden dem Blute des sterbenden Gottes große Bedeutung beilegen. Offenbar glaubten sie, dieses Blut teile sich dem Wasser, dem Feuer, den Bäumen, Kräutern und den Steinen mit und verleihe diesen ganz besondere Kräfte. Berücksichtigen wir, daß das Johanniskraut, das für heilkräftig gehalten wurde, auch Johannisblut heißt, so läßt sich daraus der Schluß ziehen, daß geglaubt wurde, es sei in jenem Kraute das Blut eines Gottes enthalten gewesen. Simrock denkt dabei an Balbur, der allerdings gestorben ist, obgleich daraus noch gar nicht gefolgert werden kann, daß er mit jenem Gotte identisch sei. Ziehen wir aber in Betracht, daß verschiedene Mai- und Pfingstfeste, in denen ein Kampf symbolisch vorgestellt wurde, ursprünglich in Beziehung zum heidnischen Johannisfeste standen, so wird es sich auch erklären, welche Bewandnis es mit dem Johannisblut hatte.

Das Engelmännchen in Rottenburg, das bis zum Anfang dieses Jahrhunderts am Johannisfeste begangen wurde,

liefert den Beweis, daß der Grundgedanke der Feier Kampf und Tod eines Gottes waren. Um die Mittagszeit gingen, wie Birlinger erzählt, Haufen Buben in der Stadt herum, teilten sich in verschiedene Stadtteile und Gassen und zogen vor die Häuser der reichen Leute. Einer mit papierenen Fahne, ein zweiter mit weißem Teller und weißem Tuche darauf, ein dritter mit dem Degen. Diese drei gingen in das Haus, die anderen blieben draußen. Der mit dem Degen sagte folgende Strophe:

Sankt Johann bin ich genannt.  
Ich trag den Degen in meiner Hand,  
Wer um den Degen streit,  
Der macht die allerbeste Beut.

Dann kam der mit dem Teller und dem weißen Tüchlein darauf, welcher sagte:

Viel gebt uns auch einen Thaler, drei oder vier,  
Können wir trinken Wein und Bier!

War auf diese Weise die Runde gemacht, so wurde das Gesammelte gezählt. Auf einem freien Platze, oft mitten in der Stadt, oft vor den Thoren, wurde Anstalt zum Engelmännchen gemacht. Man trieb einen Pfahl fest in den Boden hinein und umwickelte ihn mit Stroh, so daß eine Art menschliche Figur mit Arme, Kopf und Gesicht gebildet wurde. Den Kopf mußte der Hoser liefern. Jeder der Buben brachte eine handvoll Strünke, diese steckte man um den Engelmännchen herum, so daß er von Blumen ganz überdeckt war. Unten herum wurde Holz aufgeschichtet, Johannisfeuer geheizt. Die Buben standen ringsumher, mit dem Degen bewaffnet und warteten auf das Zeichen zum Losschlagen. Der Holzstoß wird angezündet, und wenn der Engelmännchen hell auflodert, haufen alle auf gegebenes Kommando ein und jeder will der Tapferste sein. Ist der Engelmännchen bereits abgebrannt und zerhaufen, so springt man über die brennenden Scheiter hinüber und herüber. Das Gesammelte verwenden die Buben, um Bier, Wein, Käse und Wurst zu kaufen. Abends wurden vor den Häusern Tische und Stühle aufgestellt und das Gekaufte aufgetischt. Nachbarn und Freunde brachten Bier oder Wein, die gemeinsam verzehrt wurden. „Auch nachdem das Einsammeln mit dem Degen schon längst aufgehört hatte“, sagt Birlinger, „dauerte die nächtliche Feierlichkeit an den Tischen noch fort bis in die letzten Jahre. Zünungen und Zünfte, Nachbarn, Bekannte, Freunde und Verwandte saßen zusammen. Wirte hielten ihre Stammgäste in dieser Nacht frei: alle die, welche einem Spitale angehörten, bekamen in der Johannisnacht Wein und Brot. Es war ein Friede und eine Freundschaft: alles Mißliebige wurde wieder gut gemacht und alte Leute können nicht genug erzählen, wie schön es da gewesen ist.“

In diesem Brauch ist das Köpfen des Engelmännchen die Hauptsache. Birlinger meint zwar, die ganze Darstellung gehe auf die Hinrichtung des hl. Johannes, aber mit Unrecht; er übersieht, daß in mehreren Gegenden Deutschlands der wilde Jäger, der kopflos erscheint oder den abgehauten Kopf in der Hand trägt, Hans oder Jan heißt, und daß gerade die Enthauptung der wichtigste Moment der auf dem Boden der Mythologie wurzelnden Handlung ist. Teilte sich das Blut des geköpften Gottes den Blumen und Kräutern mit, so erklärt sich, warum im Volksglauben dieses am Johannisfeste so heilkräftig war. Als der italienische Dichter Petrarca auf einer Reise nach Köln kam, sah er am Johannisfeste, daß die Frauen und Jungfrauen dieser Stadt sich bemühten, Arme und Hände im Rheine abzuwaschen, und zwar glaubten sie, dadurch das ganze Jahr hindurch von allem Ungemach frei zu bleiben. Das Wasser des Rheines muß doch an jenem Tage eine ganz besondere Kraft gehabt haben, wenn der oben angeführte Glaube in Kölnischen Volke wurzelt. Professor Adolf Schmitt in Düsseldorf hat die Feier des Johannisfestes, wie Petrarca sie schilderte, im Isabellensaale des Gürzenich zu Köln künstlerisch verherrlicht.

Der Engelmännchen, hinter dem wir den heidnischen Gott vermuten dürfen, wurde aber auch angezündet, und die Buben sprangen hernach über die brennenden Scheiter, ohne Zweifel, weil man dem Feuer eine gewisse Heilkraft beilegte. Wie Osterwasser für heilkräftig galt, so auch Osterfeuer. Dasselbe ist vom Johannisfeuer voranzuziehen. Und so gewinnt die Thatsache erhöhte Bedeutung, daß in vielen Teilen Deutschlands, besonders im Süden, am Johannisfeste brennende Scheiben von den Bergen gerollt oder Feuer auf Bergeshöhen angezündet wurden. War der Holzstoß angezündet und in Flammen, so sprangen die Kinder paarweise, je ein Mädchen und ein Bube, über das Feuer und riefen dabei:

Last Johannes Segen,  
Daß meiner Mutter und deiner Mutter  
's Berg drei Eila hoch werden.

Das Überspringen der Flammen geschah in der sicheren Erwartung, daß diese den Teilnehmern am Feste heilkräftig sein würden, wie ja auch die Kohlen aus dem Johannisfeuer, auf die Felder gestreut, diesen Fruchtbarkeit verlieh, was besonders mit bezug auf den Flachs geglaubt wurde.

Es wurden aber auch allerlei Kräuter, als Beifuß, St. Hans, Gürtelkraut u. s. w. in die Johannisfeuer geworfen, was ohne



Zweifel deren Heilskraft erhöhen sollte. Mit letzterem in Verbindung stand auch das Verbrennen einer Heze. Und wenn am Rhein das Johannislut auch Elblut heißt, Hezen aber Elben sind, Elbenbrunnen auch Hezenbrunnen heißen, so haben wir in der Heze oder Elbin, die im Johannistfeuer verbrannt wurde, das Seitenstück zum Engelman, der geköpft wurde; es findet sich die Göttin zum Gotte, wie dem Maifbünze die Maifbünigin, dem Schützenkönige auch die Schützenkönigin zur Seite stellte.

Und wenn ferner in verschiedenen Gegenden Norddeutschlands am Johannistage ein Baum aufgerichtet wurde, der Johannistbaum, den die jungen Leute jubeld umtanzten, so haben wir wieder den Maibaum anderer Gegenden, der unter allerlei Bräuchen im Walde gehauen und im feierlichen Zuge ins Dorf gebracht wurde. Den hier in betracht kommenden Waldbesten reiht sich nun vielfach das Köpfen des Königs an. Wo dieses verschwunden war, trat das ehemalige Opferfest des Gottes, die Gans, der Hahn, der Hock u. s. w. an die Stelle. Der „König“ ist aber nur der Nachhall der uralten Göttergestalt, die, wie so viele Gebräuche am Johannistage klar machen, sterben mußte, um durch ihren Tod neues Leben zu erschaffen. Wir haben ihn als den Herrn des Lebens, sowohl das der Menschen, wie jenes der Tiere und Pflanzen zu fassen, und wenn vielfach Johannesminne in rotem Weine getrunken wurde, so geschah dies in Erinnerung und zum Gedächtnisse des gestorbenen Gottes. Die Weinspenden in Rottenburg und an anderen Orten stehen damit in Verbindung.

In Blankensee wurde ein Eimer Wein unter die Jugend verteilt, gestiftet von der Gräfin Anna auf dem Frauenberge, und zwar sollte diese Spende alljährlich am Tage Johannes des Täufers zur Verteilung gelangen. Die Beziehung dieses Tages zum Weine wird klarer, wenn man sich vergegenwärtigt, daß im Altertum häufig im Letzteren das Blut eines getöteten Gottes erblickt wurde.

Ich deutete oben an, es müsse am Johannistage ein Drachenkampf stattgefunden haben. Die mit Degen bewaffneten Knaben in Rottenburg, die den Engelman köpfen, erinnern an den Rittmeister der Kölnischen Holzfahrt, der an Stelle des Drachensiegers getreten ist. Nun findet sich eine Reihe deutscher Mäthen, in denen der Drachensieger Hans, Johannes oder Jan heißt, während wir anderseits wieder in so manchen Gegenden Deutschlands dem Volksglauben begegnen, daß am Johannistage alle in den Bergen ruhende Schätze sichtbar würden und sich sonnten, die weißen Frauen, besonders Schlüsseljungfrauen, sichtbar würden und Jünglinge in ihr unterirdisches Reich lockten, was wiederum mit den die Schätze hütenden Schlangen und Drachen in Verbindung steht, während die weißen Frauen unserer Volkslage häufig als solche Schlangen erschienen, die durch drei Klüfte erlöst werden müssen. In der Hanselmannshöhle bei Gms hauste eine in eine Schlange verwandelte Jungfrau als Schatzhüterin. Ein Schneider aus Koblenz soll einmal die Erlösung versucht haben. Er erschrak aber vor der Schlange so sehr, daß er das gefährliche Unternehmen aufgab, und ist seitdem die Schatzhöhle nicht mehr gesehen worden.

Den oben erwähnten Johannistänzen gesellen sich die Johannisbrunnen zu. Aus letzteren kommen die Kinder, wie sie anderwärts aus Hünen- und Elfenbrunnen kommen. St. Gertrud, deren Minne ebenfalls getrunken wurde, war eine Seelenfrau. St. Martin zu Ehren, dessen Minne man trank, lohten die Martinsfeuer, wie anderwärts die Johannistfeuer. Es gab auch Michaelsfeuer, und man trank Michaelsminne. Hier haben wir den Drachentöter vor uns, dem wieder St. Georg entspricht, — und in Köln wie an anderen Orten Deutschlands gesellen sich den Georgskirchen Johanniskirchen zu, was ebenfalls für die Vermutung spricht, daß in heidnischer Zeit verehrte Urbild des hl. Johannes müsse ein Drachentöter gewesen sein.

Vielach glaubt man auch, am Johannistage fordere das Wasser Menschenopfer; häufig drei. Es erklärt sich dies aus dem Umstande, daß dem Gotte Menschenopfer dargebracht, an heiligen Seen, Flüssen oder Quellen ausgeführt wurden. Im Lechraim herrscht der Glaube, am Margaretentage müßten Menschen umkommen. Die hl. Margareta steht zum Drachen in Beziehung; es kommt aber auch eine Grete mit den Hans oder Jan so häufig im Volksmunde zusammen vor, daß die Vermutung gar nicht abzuweisen ist, dem Johannes habe einst die Grete zur Seite gestanden. Der bei der Johannistfeier zu Rottenburg herrschende Friede erinnert uns an Frodos Frieden, der auf den germanischen Gott Fro leitet. Professor Zingerle hat in einem Gotte das mythische Urbild des hl. Johannes erkannt. Er tötet den Riesen Verli, was in Berücksichtigung des Umstandes, daß Drachen häufig als Riesen erschienen, uns wieder zur Gestalt eines Drachentöters leiten würden. Zwischen Pfingsten und Johannes findet aber zu Nürth in der Oberalz die Vorstellung eines Drachenkampfes und einer Befreiung der Jungfrau statt.

Die deutschen Volksgebräuche sind bedeutsame Reste des germanischen Heidentums. Sie müssen aber als Bruchstücke eines ehemaligen Ganzen behandelt und aufgefaßt werden. Aufgabe der

Forschung ist es sie zu sammeln, zu sichten und zu ordnen und ihre ehemalige Bedeutung nachzuweisen. Noch heute übt das Volk unbewußt, was die heidnischen Vorfäter im vollen Gefühle der Heiligkeit dieser Kultushandlungen thaten. Und so gewinnen Volksfeste und Volksgebräuche, wie sie so zahlreich in deutschen Gauen vorkommen, ein um so größeres Interesse, als die moderne Wissenschaft eifrig bemüht ist, deren Zusammenhang mit dem germanischen Heidentum festzustellen. Die Johannistfeier erscheint, wenn wir sie im Zusammenhange betrachten, als eine der wichtigsten Kultushandlungen des Letzern und von einer unzweifelhaft höheren Bedeutung, als ihr gewöhnlich beigelegt wird. Das Sterben eines Gottes bildet dabei unstreitig den Mittelpunkt, wobei Feuer angezündet, Bäume umtanz und Bäder in Flüssen und Quellen genommen werden. Dem Johannistfeuer entsprechen in Süddeutschland und Oesterreich Weitzfeuer. Wie es im Mittelalter Weitzstänze gab, so erscheinen in den Urkunden auch Johannistänzer. Sollte der Weitzstanz der letzte Nachhall des deutschen Heidentums sein, und in Erinnerung an einen rasenden Tanz zu religiösen Zwecken auf eine mittelalterliche Krankheit übertragen worden sein, von der die rheinischen Chroniken so manches erzählen? St. Johannes gemahnt auffallend an den griechischen Dionysus. Und in Köln stand am Dome über der Johanniskirche eine Dionysiskirche; Hans v. Hadelberg, der wilde Jäger und Held deutscher Sagen, ist auch nichts anders als ein ehemaliger Gott, aus dessen Blute im Frühlinge Blumen sproßten, wie ohne Zweifel das Johannislut ähnlichem Anlasse seinen Ursprung verdankt.

## Bermischtes.

**\*\* [Hereingefallen.]** Der Tenorist eines Gesangsvereins in Frankfurt ließ bei dem ersten Bassisten 5 Mk. Derselbe konnte das Geld nicht wieder bekommen und erzählte seines seiner Frau. Dieselbe quälte nun jeden Tag ihren Mann mit der Frage: „Hat Dein Gesangsbruder die fünf Mark bezahlt?“ Um die Sache los zu sein, gab er am Sonntag seinem Freunde die 5 Mark mit dem Auftrag, solche nach Hans zu seiner Frau zu tragen, was derselbe auch so thun versprach. Als der Mann später bei Tisch saß, sagte die Frau zu ihm: „Dein Freund X. war da.“ — „Der wird die fünf Mark gebracht haben,“ replizierte der Gatte etwas spitzfindig. — „Ach nein, er brachte nur eine Abschlagszahlung von zwei Mark.“ — Dem Mann entfiel vor Schreden der Löffel.

**\*\* [Wohl bekommen!]** Stadtherren (zu einem Bauer, der mit Säen beschäftigt ist): „Das ist recht, Väterchen, säen Sie nur fleißig — die Erzeugnisse Ihrer Arbeit sollen unserer Hehle schon gute kommen!“ — Bauer: „Kann mir recht sein — ich säe Hans!“

**\*\* [Das Gewissen.]** Ein Knabe, dem sein Lehrer gar nicht begreiflich machen konnte, was Gewissen sei, wurde schließlich gefragt: „Was ruft in Dir ein unbegliches Gefühl hervor, wenn Du ein Unrecht gethan hast?“ — „Des Vaters Ochsenziemer!“ war die Antwort des Knaben.

## Rätselle.

(Nachdruck verboten.)

### Silbenrätsel.

Aus folgenden 51 Silben sind 18 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben, von oben nach unten gelesen, ein bekanntes Sprichwort ergeben:

a — a — ba — bo — dam — de — de — don — dour — e — es — fisch — ga — gol — hab — hals — in — is — kal — ko — kraut — land — le — li — me — me — me — mi — mus — ner — ni — ni — nu — pe — qui — ri — rie — ris — ja — se — sel — scha — stadt — stoch — tar — ti — tra — trou — ul — wen — zunt.

Die Wörter bedeuten:

1. einen Klettervogel, 2. Stadt und Fluß in Süd-Amerika,
3. ein Buch der Bibel, 4. eine Person aus dem neuen Testament,
5. ein dickblättriges Gewächs, 6. eine Insel, 7. einen Prophet,
8. eine Landschaft auf der Balkan-Halbinsel, 9. ein Stärkemittel,
10. einen Baum, 11. einen Fisch, 12. ein Raubtier, 13. ein alttestamentlicher König, 14. ein Komponist, 15. eine kleinasiatische Stadt im Altertum, 16. eine Festung in Oberbayern, 17. eine Pflanze, 18. ein Sänger im Mittelalter.

### Auflösung des Rebus in voriger Nummer:

Erst wägen, dann wagen.

Richtige Lösungen gingen ein von Franziska Neubauer und Bertha Gast hier, Selma Karpinski in Neustadt, St. Jordan in Ruzan, Anna und Sophie in Mirchan, A. Ried in Schlochau, Mrozynski in Poln. Wisniewke, Klemens Westpfahl in Rose, J. Mowinski in Carthaus, A. Kowallek in Smagin.



# Skanowanie i opracowanie graficzne na CD-ROM :



ul. Krzemowa 1

62-002 Suchy Las

[www.digital-center.pl](http://www.digital-center.pl)

[biuro@digital-center.pl](mailto:biuro@digital-center.pl)

tel./fax (0-61) 665 82 72

tel./fax (0-61) 665 82 82

**Wszelkie prawa producenta i właściciela zastrzeżone.**

**Kopiowanie, wypożyczenie, oraz publiczne odtwarzanie w całości lub we fragmentach zabronione.**

**All rights reserved. Unauthorized copying, reproduction, lending, public performance and broadcasting of the whole or fragments prohibited.**